„Lache nicht. . . . Du weißt nicht, was du tust! . . . Lache nicht über ihre Liebe."

„Ihre Liebe, ich pfeif' drauf!"

Das Wort war ihm doch schwer auf die Seele gefallen, trotz seiner äußerlichen Heiterkeit.

Clement war fort. Und Jacques blieb allein.

Dreizehntes Kapitel.

„Du bist es mein Junge? — — Bravo! Wie hurtig du läufst!"

So redete Fontes den kleinen Krüppel an, den jüngsten Bruder des Erdarbeiters Burotte. Der Junge hatte ihm einen Schreck eingejagt, da er aus den Büschen auf die Straße gesprungen war. Er war auf seinen einen Fuß gefallen, nahm dann schnell sein Holzbein auf und grüßte militärisch: „Der Herr Bürgermeister."

„Wahrhaftig, man würde gar nicht glauben, daß du nur ein Bein hast."

„Aber ich habe ja zwei, Herr Bürgermeister. Sehen Sie doch nur das ganz neue, schöne an, das Fräulein Xaviere direkt für mich hat anfertigen lassen. Es tut mir gar nicht weh, wie das andere. Nun bin ich sicher. Man verspottet mich in der Schule nicht mehr. Wehe denen, diemich „Holzbein" nennen."

Er ballte seine kleinen Fäuste und warf kühne Blicke um sich.

„Du hast recht, mein Kind, daß du deine Kräfte übst, daß du lebhaft und tapfer bist, trotz deines schlechten Beines. Die, die dich „Holzbein" nennen, sind schlechte Kerle."

„Gewiß, Herr Bürgermeister, das sind schlechte Kerle. Das sind diejelben, die die kleinen quälen . . . natürlich nicht, wenn ich dabei bin. Aber sagen Sie, Herr Bürgermeister, gehen Sie nach Manoir?"

Ob er dahin ging! . . . Wo hätte er sonst an diesem schönen Frühlingstag hingehen sollen? Und doch zitterte er bei der Frage des Kindes.

„Es ist nur, weil . . ." fuhr das Kind fort, indem es mit der zerstreuten Miene, die Knirpse aufsetzen, wenn sie etwas sagen wollen, über das ihre Schüchternheit nur schwer hinwegkommt — „es ist nur — wenn Sie öfter hingehen würden, würde Fräulein Xaviere vielleicht nicht mehr so viel weinen."

„Hast du sie weinen sehen?" fragte Clement.

„O, sie verbirgt es wohl," sagte der kleine Junge, ausweichend.

„Warum glaubst du, daß ich sie daran verhindern könnte?"

„Nun, sie sagt immer: „Man muß so sein, wie Herr Clement . . . sei gut, wie Herr Clement . . . Ah! wenn man auf Herrn Clement hörte . . . .", sie ahnt gar nicht, wie oft sie das sagt," fügte der Kleine mit einem Blick von unten nach oben, gerieben hinzu.

„Du bist ihr dankbar . . . du liebst sie wohl sehr?" fragte Fontes ihn mit einer etwas unsicheren Stimme.

„Oh ja! Ich habe ihr gerade Blumen hingebracht, die ich gepflückt habe," rief der kleine Mann wichtigtuerisch. „Aber jetzt muß ich machen, daß ich in die Schule komme. Adieu Herr Bürgermeister."

Er sprang mit Hilfe eines Stockes auf seinem Holzbein flink davon. Er wollte augenscheinlich dem Herrn Bürgermeister zeigen, was er konnte.

Dann hob Clement den Kopf und stieg die ihm vertraute und doch nun so anders erscheinende Straße hinan — dem Traum entgegen, an dessen Verwirklichung er noch nicht glauben konnte und dem er sich mit einer fast frommen Scheu näherte.

Alles war nun schon ein Teil dieses Traumes . . . Formen, Düfte, die Farben des Sommertages, die welligen Linien des Tales und die blühenden Hügel.

Wie alle diese Dinge eine Seele bekamen, die der Mann in sie hineinlegte, so sah er sie alle anders, wie durch ein plötzlich geöffnetes Fenster.

Xaviere war draußen im Park. Er sah sie, sobald er durch das Tor geschritten war.

Das junge Mädchen hielt noch den Busch wilder Blumen in der Hand, die ihr kleiner Schützling ihr gebracht hatte. Sie saß im Schatten einer Akazie auf einer Steinbank und sah fest auf die stumme Mauer des Hauses, in dem sie geboren war, in dem sie ihre von halb wirren Hoffnungen und geheimnisvollen Erwartungen erfüllte Kindheit verlebt hatte, eine Kindheit, in der ein junger ernster Mann, den sie am meisten von allen Menschen der Welt bewundert hatte, eine große Rolle gespielt hatte.

Alle Helden der Geschichte oder der Legende hatte sie Clement Fontes' Gesicht verliehen. Xaviers Kindheit hatte durch ihre Vereinsamung lange Tage und bunte Träume, die durch den steten Aufenthalt in dem wilden Park noch genährt wurden.

Und nun war die Wirklichkeit gekommen — die Wirklichkeit mit ihren Opfern. Wie bitter war das. Sie sah das Haus ihrer Kindheit an, das man verkaufen wollte und das sie bald verlassen würde. . . und in welcher Verzweiflung, mit welch brennender Wunde, mit Angst und Widerwillen vor dem Leben würde sie von dannen gehen!

(Fortsetzung folgt.)

„Francesco."

Militärhumoreske

von

Ralph Boddenhusen.

Es gibt dienstlich und außerdienstlich verschiedene Methoden, nach denen ein Offizier den Hals brechen kann. Ganz nach Geschmack und Laune — direkt zum Aussuchen.

Wer in Schönheit sterben, also nach entsprechender Dienstzeit das Recht behalten will, bei einer Fahnenweihe den bunten Rock aus der Mottenkiste hervorholen zu dürfen, der wird eine mildwirkende Methode wählen. Wer aber den Drang hat, jenseits des großen Wassers Pferde zuzureiten oder in einer Bar Cocktails zu mischen, der braucht sich nach keiner Richtung Zwang anzutun. Er kann seinem General in die Kritik hineinreden, kann der Kommandeuse mit Vorsatz und Absatz die Schleppe abtreten oder die Bezahlung seiner Schulden jenem himmlischen Walten überlassen, das die Lilien auf dem Felde so herrlich kleidet.

Eine originelle Methode hatte Leutnant v. Westerburg. Er hatte sich einen Affen gekauft. Die Behauptung, daß das nicht originell, vielmehr der Urgrund eines erheblichen Prozentsatzes aller schlichten und sonstigen Abschiede sei, beruht auf einem Mißverständnis. Es war kein Liebesmahl- oder Stammtischaffe, sondern ein richtiger Vierhänder; klein an Gestalt, aber groß an Tücke. Franz hieß die Kanaille. Eigentlich Francesco.

Wie Sigi Westerburg darauf gekommen war? Je nun — er vertrat den Standpunkt, daß der königliche Dienst das menschliche Leben auch bei hohem Viereifer nicht ganz ausfüllt. Es bleibt ein Rest, bei dem man sich vereinsamt und unverstanden vorkommt. Die einen füllen ihn mit Halbenpfennigskat aus, andere mit Liebe oder Russischlernen. Sigi für seinen Teil war ein Tierfreund.

Leutnant Westerburg teilte die enge Dienstwohnung in der Kaserne mit einer großen Vogelhecke, zwei griechischen Schildkröten, einem Stachelschwein und einer beträchtlichen Anzahl von Reptilien. Oft, sehr oft entsetzten sich die Feldwebelfrauen, wenn sie auf der Treppe oder im Waschhause einer ausgeluiffenen Blindschleiche oder einem Feuersalamander begegneten.

Dazu war dann noch Franz gekommen. Francesco — die Krone, die Intelligenz des Westerburgschen Tierparks.

Der Leutnant hatte ihn von einem herumziehenden Italiener erstanden, der wegen Pferdediebstahls eingesperrt werden sollte und den Affen ins Kaschott nicht mitnehmen durfte. Dreißig Mark hatte er gekostet, mit kompletter Ausstattung: einem Miniaturgewehr, einer Triangel, einem Zuavenanzug und einem roten Käppi.

Der Anzug hatte wegen zu großer Belebtheit alsbald verbrannt werden müssen. Von dem Käppi aber war Francesco unzertrennlich. Er schlief sogar damit. Sobald man es ihm nehmen wollte, brach er in ein verzweifeltes Kreischen aus und biß wütend um sich. Ueberhaupt hatte der Bursche des Offiziers stets mindestens eine Hand verbunden; manchmal beide und häufig auch die Nase.

Leutnant v. Westerburg schickte den Burschen schließlich zur Erholung in die Front zurück und nahm einen anderen, mehr tierfreundlichen, der bei Hagenbeck Wärter gelernt hatte. Unter dessen verständiger Behandlung und Anleitung kamen Franzens Talente zu voller Blüte. Er aß und trank manierlich, hörte auf die Kommandos „Stillgestanden!" und „Rührt euch!" und trat überhaupt so gesittet auf, daß ihm nach und nach etwas mehr Freiheit gelassen werden konnte.

Leider führte das zu einem peinlichen Zwischenfall.

Das Regiment stand zur Besichtigung auf dem weiten, auch als Exerzierplatz dienenden Kasernenhof. Unter den Klängen des Präsentiermarsches war Se. Exzellenz in kurzem Backäppelgalopp herangeritten, hatte „Guten Morgen, Grenadiere!" gesagt und vor der Front Aufstellung genommen.

Eben begann er, nach alter Gewohnheit, in einer martigen Ansprache über Zweck und Bedeutung dieses Tages sich zu äußern, als sein Fliegenschimmel nach hinten wütend auskeilte. Wegen eines rheumatischen Leidens längs der roten Generalsstreifen saß Exzellenz nicht mehr so sicher zu Pferde wie in jüngeren Jahren. Er fiel seinem Schlachtroß um den Hals und dann dem Adjutanten in die Arme, der ihn behutsam niedergleiten ließ und auf die Beine stellte.

Auf dem freigewordenen Sattel nahm — Francesco Platz. Bis dahin hatte er sich am Schweif des Gauls festgehalten und dadurch dessen Unwillen erregt. Nun war das Pferd ruhig, und Francesco schwelgte ungestört in alten lieben Erinnerungen: Er grüßte nach allen Seiten durch Anlegen der Pfote an sein Käppi, klimperte auf der Triangel und zielte mit seinem Gewehrchen auf das in starrem Entsetzen stillstehende Herz des Regimentskommandeurs.

Alle Versuche, ihn zu entfernen, wies der Affe unter Beißen und gellendem Gekreisch zurück, und er wurde ob der Unvernunft der Menschen schließlich so aufgeregt, daß er selbst seinem Freunde, dem Burschen, der endlich herbeistürzte, feindlich begegnete. Wild fletschte er die Zähne und kratzte sich zornig am ganzen Fell. Erst als Leutnant v. Westerburg die Truppenaufstellung, von der alle Bande frommer Scheu gewichen waren, verließ, und zu Hilfe eilte, war Francesco zu bändigen. Auf das Kommando „Stillgestanden!" riß er die Knochen zusammen und ließ sich steif wie eine Buddhafigur forttragen.

Dieser Zwischenfall hatte unterschiedliche Folgen. Se. Exzellenz nahm wegen Kränklichkeit seinen Abschied, der Regimentskommandeur kam an die äußerste Grenze von Lothringen, der Bursche erhielt drei Tage und Leutnant v. Westerburg neben einem Klecks in der Konduite den dienstlichen Befehl, den Affen abzuschaffen.

Wer da meint, daß Sigi Westerburg damit am glimpflichsten abgekommen sei, der irrt. Der Gedanke, sich von Francesco trennen zu müssen, war für ihn niederschmetternd, gar nicht auszudenken — und diese Seelennot machte ihn dreist und erfinderisch.

Er erwirkte die Erlaubnis, die Kasernenwohnung verlassen und „privat" ziehen zu dürfen. Er mietete das ganze Obergeschoß einer leeren entlegenen Vorstadtvilla, wo seine Menagerie ausreichend Platz hatte, wo keine Besichtigungen abgehalten wurden und nicht jeden Augenblick eine Feldwebelsfrau aus tiefer Ohnmacht geweckt werden mußte. Der Bursche wurde vereidigt. Und während Francesco in einem Zimmer seine munteren Possen trieb, verbreitete Leutnant v. Westerburg im Kasino das Gerücht, der Affe sei nach dem Ritt auf dem Fliegenschimmel des Generals größenwahnsinnig geworden und habe, in Ermangelung einer Nervenheilanstalt für Quadrupeden, der Abdeckerei überwiesen werden müssen.

Das weltfremde Vorstadtidyll dauerte fünf Wochen.

Eines Morgens, als Sigi Westerburg zum Dienst wollte, war er unangenehm berührt durch zwei riesige Möbelwagen, die vor der Tür hielten. Vorsichtshalber ging er noch einmal hinauf, um seinen „Kerl" zu instruieren.

„Wissen Sie übrigens vielleicht, wer da unten einzieht?"

„Befehl, Herr Leutnant. Unser neuer Herr Oberst."

Westerburg stutzte zurück, daß er um ein Haar sein Stachelschwein totgetreten hätte.

„Herr du meines Lebens in der Welt!" stöhnte er in sich hinein. „Ausgerechnet hierher muß der Mann ziehen!"

Nun begriff er auch, weshalb der neue Herr ihm vor ein paar Tagen bei Tisch zugetrunken — „auf gute Nachbarschaft". Ihm war das damals hindostanisch vorgekommen.

Er erteilte dem Burschen Verhaltungsmaßregeln von drakonischer Strenge. Für jede Eidechse, die er weglaufen lasse, werde er gerädert, und wenn gar der Affe auskommen sollte, dann werde der Bursche geviertelt und partienweise mit Heringssalate begossen.

Schließlich ging Sigi Westerburg noch selbst zu seinem Schwarm, um ihn liebevoll zu vernahnen. Francesco saß artig da und kämmte sich, eine Beschäftigung, der er stundenlang oblag und die ihn ganz friedlich stimmte. Der Leutnant schloß die Türe, steckte den Schlüssel zu sich und ging, nun erst einigermaßen beruhigt, von dannen.

Nach beendetem Dienst aß er im Kasino und fuhr dann mit der Elektrischen heim. Um der Kommandeursfamilie, die nun wohl auch schon eingetroffen war, nicht gleich in die Arme zu laufen, nahm er den Weg durch den Garten. Als er aus dem Parlgebüsch heraustrat und freien Ausblick auf das Haus hatte, traute er seinen Augen nicht.

Eine Schneelandschaft — —

Im Mai, bei völlig heiterem Himmel und Bärenhitze, ein richtiges Schneetreiben! Große weiße Flocken stoben in dichtem Tanze durch die Luft und umwirbelten eine alte und fünf junge Damen, die händeringend zum Dach der Gartenterrasse hinaufschauten. Auf dem Dache turnten der Herr Oberst und zwei Burschen umher und suchten jemand.

Gräßlicher Ahnungen voll, schlich Sigi Westerburg nach oben.

Francesco war in seiner Klausur die Zeit lang geworden. Er hatte das Fenster aufgeriegelt und hinabgespäht — was er schon oft getan. Diesmal aber träute nicht das harte Wellblechdach der Terrasse, sondern es lockte eine lange Doppelreihe schöner, weicher, blühweißer Kissen, die zum Sonnen ausgebreitet waren. Solche Lager wußte Francesco zu schätzen. Er wagte den zwei, drei Meter tiefen Sprung und fiele sich behaglich umher. Als ihm auch das langweilig wurde, suchte er den Inhalt der Kissen zu ergründen. Mit seinen Zähnen riß er hier ein Loch und da ein Loch. Die geschäftigten Pfoten erweiterten die Risse zu klaffenden Oeffnungen und streuten den flaumigen Inhalt umher. Das andere besorgte der Wind.

Als die Kommandeursfamilie auf das winterliche Schauspiel aufmerksam wurde, hatte sich Francesco beim Ausladen mit allen Vieren in ein großes Pfuuneau so tief eingewühlt, daß er den Ausgang nicht mehr finden konnte und elendiglich erstickte.

Sein tiefgebeugter Herr empfing alsbald einen kurzen Besuch des Herrn Oberst. Nachdem dieser gegangen war, ließ Sigi Westerburg seinen Ihslinderhut zur Stelle bringen und sauber ausbürsten. —

Vorteilhafte Kocheinrichtungen.

Die Wirtschaftlichkeit stellt an die moderne Hausfrau vielerlei Anforderungen, denen sie nur dann neben ihren gesellschaftlichen Pflichten gerecht werden kann, wenn sie es versteht, die Errungenschaften der Neuzeit zweckmäßig in Anspruch zu nehmen.

Der Einfluß der Ernährung auf die Spannkräfte des Menschen ist von so weittragender Wichtigkeit, daß auf die Bereitung der Speisen sehr viel Mühe, Arbeit und Zeit, namentlich durch die Hausfrau, verwandt wird. Gerade in dieser Hinsicht lassen sich große Vorteile erzielen, wenn man von den verbesserten, bewährten neuen Kocheinrichtungen, welche Wissenschaft und Technik zu großer Vollkommenheit gestalteten, Gebrauch macht.

An der Erkenntnis, daß die deutsche Durchschnittshausfrau an altgewohnten, überkommenen, seit Generationen eingeführten Kochverfahren ungemein konservativ festhält, werden die Neuerungen wenn sie sich schnell einbürgern sollen, den landläufigen Gebräuchen und bestehenden Verhältnissen möglichst weitgehend angepaßt. Die wirtschaftliche Hausfrau wird sich dann augenfällig sparsameren und entschieden zweckdienlicheren Kocheinrichtungen um so weniger abgeneigt zeigen, je bequemer sie diese in einer gebräuchlichen Art ohne besondere Umstände zu benutzen vermag, zumal wenn überdies noch Gefälligkeit, Sauberkeit und Eleganz der Apparate sich mit ökonomisch hervorragender Nutzleistung verbinden.

Die Feuerherde, Koch-, Brat-, Röst- und Backmaschinen sind mit Wärmeschränken, Heißwasserblasen, Spielapparaten und ähnlichen praktischen Einrichtungen versehen, sie bilden in geschmackvoller Form aus geeignetem, solidem, ansehnlichem und kostbarem Material hergestellt, wie die schönen Porzellan- und Majolikaherde, die prächtigen Emailleherde, Zierden der Küche und den Stolz der Hausfrau. Die Feuerung ist gewöhnlich für Holzbrand, Torf, Kohlen, Koks usw. eingerichtet. Die Anlage des Feuerraumes und der Züge vermindert, soweit es möglich, die Entwickelung lästigen Rauches und verhindert eine allzu unvollkommene Verbrennung mit ihren Folgen, der Bildung von Ruß und mangelhafte Ausnutzung der Heizkraft des Brennmaterials.

Viele Speisen bedürfen stundenlangen Kochens, um gar, schmackhaft und bekömmlich zu werden, andere werden in kurzer Zeit bei lebhafter Erhitzung oder auch bei mäßiger Glut genießbar, auch zur Erwärmung fertiger Kost zurzeit des Essens werden Wärmeanlagen erforderlich. Man erreicht diese Effekte alle wohl mit dem gewöhnlichen Heizmaterial im einfachen Küchenherd, doch reinlicher, bequemer und je nach Umständen vorteilhafter, wenn man Heiz- und Kochapparate für Petroleum, Benzin, Spiritus und Gas zur Anwendung bringt und sich der Selbstkochapparate bedient. Petroleum, Benzin und Spiritus als Heizmaterial haben den Vorzug, daß sie unabhängig von größeren Leitungen allerorts gebraucht werden können. Der Geruch, das Rußen der Flammen wird durch Zuleitung von Luft in den Brennern und durch Einrichtungen zum Vergasen des Materials aufgehoben, während der Heizeffekt hierdurch aufs höchste gesteigert und durch Regulliervorrichtungen nach Bedarf und Belieben verwertet werden kann.

Diese Apparate, in reichhaltiger Ausführung verschiedener Systeme, eignen sich vorzüglich zur Herstellung schnell fertiger Portionsmahlzeiten, wie zur Bereitung von Kaffee, Tee und anderen heißen Getränken. Man findet sie daher als Spezialkocher in Familienhaushaltungen wie auch im Heim von Einzelpersonen weit verbreitet, wo sie bei täglicher Benutzung zu dem unentbehrlichen Hausgerät zählen. Auch für die Reise, Wanderung und Tourenfahrten hat man transportable Taschen-, Koch- und Bratapparate für Spiritusheizung fabriziert, auf denen man auch im Freien ohne große Schwierigkeiten ein frugales Mahl bereiten kann. Danach läßt sich die ganze, zusammenlegbare Kochmaschine von geringem Umfang und Gewicht, von einem Etui umhüllt, im Handgepäck, dem Rucksack, der Reisetasche leicht unterbringen.

Für die allgemeine Verwendung des Spiritus als Heizmaterial im deutschen Haushalt spricht noch, daß derselbe ein heimisches Produkt ist und eine große Sauberkeit beim Gebrauch gestattet. Der Preis des Spiritus darf dann freilich nicht künstlich in die Höhe getrieben werden.

Die bequemste und reinlichste Art zu kochen ist aber unstreitig die mit Gas. Dazu gehören allerdings besondere Anlagen, durch welche das Gas den Verbrauchsstellen zugeleitet wird. Bei sinnreichen und